

**Maria Luise Völter
Hölderlinweg 140
73728 Esslingen**

Vier Antependien von Ferdinand Gehr

Vortrag von Maria Luise Völter, gehalten am 11. April 2015 zur Eröffnung der Ausstellung „Vier Antependien von Ferdinand Gehr“ im Münster St. Paul in Esslingen, wo vier der insgesamt sechs Antependien aus der evangelischen Kirche Stuttgart-Sonnenberg bis 26. Mai 2015 gezeigt wurden.

Meine Damen und Herren!

Es klingt wie ein Märchen:

Es war einmal ein Maler, der lebte in einem kleinen Städtchen in der Ostschweiz zwischen dem Rhein und dem Alpstein. Er hatte für sich und seine große Familie ein Haus gebaut, mit einem Blumengarten davor und einem Rebberg dahinter. Er malte mit wenigen, aber bestimmten Farben Bilder von Menschen, von Blumen und Bäumen und unzähligen Szenen aus der Heiligen Schrift.

Jenseits der Berge, in Zürich, lebte ein junger Architekt, Ernst Sigel. Er galt in den 60-er Jahren des letzten Jahrhunderts als einer der besten und modernsten der Schweiz und darüber hinaus. Er lebt heute, hoch in den Neunzigern, nach wie vor anerkannt, in Zürich.

Weitsichtige Leute aus der evangelischen Kirchengemeinde Sonnenberg in Stuttgart beauftragten ihn im Jahre 1965 eine moderne, der evangelischen Religionslehre streng entsprechende Kirche samt Gemeindezentrum zu bauen. Ernst Gisel plante, und was man danach baute, wird von der Kirchengemeinde geliebt und von Architekturkennern als ein gelungenes Zeugnis der Bauweise dieser Jahre geschätzt: außen eine durchgeformte, wie gegossene

Betonskulptur mit Kirche, Turm, Hof und Brunnen, umfassen von Gebäuden für Kindergarten und Gemeindesaal. Im Kircheninneren öffnet sich ein hoher, heller, festlicher Raum mit einer geschwungenen schwebenden Decke. Diese lässt an den Rändern Raum frei, sodass von oben Licht in Fülle durch die nicht sichtbaren Fenster hereinströmen kann. Die Altarwand rundet sich - im Gegensatz zu einem Chor - nach innen, um den Altar näher zu den Gläubigen zu rücken. Er hat die Form eines langen, schmalen Abendmahlstisches. Mit einem Pultaufsatz wird dieser zur Kanzel. Ob nun der Geistliche den Gottesdienst leitet oder an diesem Pult predigt: Er steht mit den Gläubigen auf gleicher Ebene.

Als der Kirchenraum fertig war, fehlte dann doch etwas: die Antependien. Das sind Teppiche, die in evangelischen Kirchen vor Altar und Kanzel gehängt werden. Sie sollen durch Farbe und Zeichen das Kirchenjahr begleiten und es deuten.

Wer in aller Welt sollte für diesen schneeweißen, in sich ruhenden Raum Antependien entwerfen, die nun einmal farbig sein müssen?

Da erinnerte sich Ernst Sigel seines Freundes, des Kunstmalers Ferdinand Gehr und dessen Tochter Franziska, der gelernten Weberin.

Es ist schon seltsam, was für einen Künstler Ernst Sigel mit dem siebzigjährigen Ferdinand Gehr in diese seine Kirche lud: einen farbfrohen, figurfreudigen, glaubenstreuen Katholiken aus einem von Zürich aus gesehen gottverlassenen Städtchen hinter den sieben Bergen in der Ostschweiz.

Geboren wurde Gehr 1896 in Niederglatt, einer kleinen Arbeitergemeinde im Kanton St. Gallen als Sohn eines Stickereimeisters. Es war die Zeit, als Schweizer und Vorarlberger Stickereien in alle Welt exportiert wurden. Der Sohn trat in Vaters Fußstapfen, wurde bald selbstständiger „Textilist“. Doch Gehr wollte mehr an Wissen und Können. Er besuchte die Kunstgewerbeschule. Dort lernte er Varlin und andere Schweizer Künstler kennen. Das erkannte Gehr bald: Maler sollte er werden! Es hielt ihn nichts mehr in der engen Schweiz. Er verbrachte Studienaufenthalte in Florenz und Assisi, dann in Paris. Fasziniert stand er vor den Gemälden von Giotto, von Cezanne, Picasso und Bracque und vor allem von Matisse: „Matisse strahlt immer noch in meine Bilder hinein“. Dann hielt er sich viele Monate im Berlin der Zwanzigerjahre auf. Die Bilder

Noldes nahmen ihn ob ihrer Farbigkeit gefangen. Von großer Bedeutung wurde für Gehr das Werk von Jean Arp, mit dem er Freundschaft schloss und der ihn auch in Altstätten besuchte: „Er hat mir geholfen, dass ich zu meinem eigenen Stil kam.“

Welches ist sein Stil? Gehr entwickelte einfache Gestalten, farbige Silhouetten ohne Schatten, die Gesichter der Figuren sowie die Strukturen der Blumen und Früchte fehlen oder sind nur angedeutet. Auf Zentralperspektive und Raumwirkung wird zugunsten strenger Flächigkeit verzichtet. Das leuchtende Kolorit, die Kraft der Farbe sind das Wesentliche in Gehrs Kunst. Nicht selten tendieren Gehrs Formen ins Abstrakte: Sein Werk wird zu einer Gratwanderung zwischen Gegenständlichkeit und Abstraktion.

Die Themen schöpfte er aus der Familie, aus dem Blumengarten, aus der Landschaft „Schweizer Rheintal“ und vor allem aus der Bibel: aus seinem Glauben, dass die Welt Gottes Werk sei.

In den Dreißigerjahren verspürte er ein „Bedürfnis zur Wandmalerei“. Stracks erlernte er die Technik des Fresco und auch die der Glasmalerei. In den vielen neugebauten Kirchen dieser Zeit gab es Aufträge für Altarwände und neue Fenster. Gehr wurde zum bekanntesten Kirchenmaler der Schweiz seiner Zeit. (Aber erst im Alter von 99 Jahren erhielt er die Krönung eines Schweizer Künstlerlebens: eine Einzelausstellung im Kunsthaus Zürich.)

In diesen Jahren reformierte sich die kirchliche Kunst radikal: Süßliche Figuren, gelockte Heilige und herzige Engelchen waren passé. Die „Chapelle Matisse“ in Vence hingegen und die Kapelle in Ronchamp von Le Corbusier erregten Aufmerksamkeit, ja Begeisterung. Gehrs Kunst muss in diesem Kontext gesehen werden. Er schrieb: „Wenn wir wieder zu einer wahrhaft christlichen Kunst kommen wollen, so müssen wir wieder ganz von vorne anfangen. Steine um Steine müssen wir zusammentragen und uns nicht wundern, wenn der Anfang arm aussieht.“ An anderer Stelle lesen wir: „Einfachheit und Armut, das ist die neue Kunst. Ein Maler von Glaubensmysterien muss Zeichen setzen.“

Ein solcher Umschwung ging natürlich nicht ohne Widerstände ab. Viele Gläubige wollten von dem neuen Malstil nichts wissen. Gehr konnte vor allem nicht verstehen, dass „die Amtskirche das Oberflächliche zulässt, das Tiefergehende zensuriert wird.“ Er verzieh eher jenen Mitgliedern der kleinen

Gemeinde Oberwil bei Zug, die wegen seines Frescos in der Bruderklausenkirche einen Bilderstreit entfachten und das moderne Bild hinter Vorhängen versteckten, damit man's nicht mehr sehen müsse. Gehr blieb ganz gelassen, er war sich sicher, dass der tiefe Glaubensgehalt und die künstlerische Qualität seiner Arbeit eines Tages verstanden und geschätzt werden würden. Auch in Oberwil würde man dann seine in Weiß und Gelb gemalten Engel nicht mehr als „Spiegeleier“ bezeichnen. Was sich auch bald bewahrheitete.

Im Jahre 1938 heiratete Ferdinand Gehr seine wunderbare Frau Mathilde, zog nach Altstätten, baute für die erwartete Familie (sie wurde siebenköpfig!) das zeitlos schöne Haus mit Atelier, in dem er lebte und arbeitete, bis er 1996 im hunderteinten Lebensjahr starb.

Die erstgeborene Tochter, Franziska Gehr, trat in Vaters Fußstapfen und wurde Künstlerin, Entwerferin und Weberin von Wandteppichen. Sie lernte auch Malerei und Fresco. So wurde die Franziska Gehrs unersetzliche Gehilfin, seine rechte Hand. Heute hütet und verwaltet sie treu und klug das Haus und das Andenken ihres Vaters. Sie setzt sich für Ausstellungen seiner Werke ein und ist eine gesuchte Kunstführerin. Freimütig sagt sie, dass sie dabei auf ein privates Lebensglück dem Vater zuliebe verzichtet hat: „Liebe war es, nicht Aufopferung“, antwortet sie einem Journalisten.

So war es auch Franziska, die ihren Vater durchs kurvige Oberschwaben und über die seltsame Schwäbisch Alb (sieht aus wie ein Flachland und benimmt sich wie ein Gebirge) chauffiert und die Sonnenbergkirche ansteuert. Gehr betrat das Gotteshaus still und respektvoll, ging umher, schaute und schaute, nahm den Raum in sich auf, ohne Stift, ohne Skizzenpapier. So wie er es immer tat, bevor er ans Werk ging.

Nein, für Antependien gab es in dieser Kirche keinen rechten Raum. Der Altar ist kein Block, die Kanzel nur ein Pult auf dem Altartisch. Gehr suchte einen Ort, dem weithin sichtbar ein Tuch vorgehängt werden könnte und der in Beziehung zum Gottesdienst - und Predigtort stünde. Und er fand ihn: die hohe, weiße, vorgewölbte Wand hinter dem Abendmahlstisch.

„Die Antependien müssen groß sein, ca. zwei Meter im Quadrat, damit sie in diesem weiten und selbstbewussten Raum bestehen können.“

Mit Franziska diskutierte Gehr auch die Materialfrage: „Nein“, überlegte diese, „nicht Wolle soll es sein. Wolle saugt das Licht auf. Da kommt nichts zum Leuchten.“ Franziska kam auf Leinen, den wunderbaren Stoff, der wärmt und kühlt, der im Lande wächst, der ewig hält - wenn man in den Pharaonengräbern Stoffreste findet, ist es Leinen - und vor allem dieses: „Das Licht bleibt auf dem Gewebe liegen und strahlt wieder ab. Das gibt ein Leuchten!“ Und: Das Leinen solle in eher groben Fäden verwoben werden, damit nicht der Eindruck eines gemalten Bildes entstehe; denn ihre Teppiche sollten nicht mit Gemälden verwechselt werden. Sie müssten als Webarbeit auch auf Entfernung erkennbar sein.

Mit großem Einfühlungsvermögen und handwerklicher Präzision setzte Franziska die Entwürfe ihres Vater um und fertigte Franziska Gehr in monatelanger Arbeit sechs Antependien.

Die große Ferdinand Gehr Ausstellung 2014 in Altstätten trug den Titel:

Göttlich, einfach, still und heiter .

Ich finde, diese vier Worte beschreiben treffend den Charakter des Künstlers und seines Werks. Zum Schluss möchte ich diesen Begriffen nachgehen, die in hohem Maße auch Sonnenberger Tücher ^{wie} kennzeichnen.

Göttlich: Ferdinand Gehr war ein Mensch, der nach eigenem Bekunden wie ein Mönch in ständiger Zwiesprache mit Gott lebte. Er setzte sich Tag für Tag mit Fragen über das Göttliche in allen Dingen, über das Diesseits und das Jenseits auseinander.

Einfach: Aus wenigen Farbflächen ergibt sich ein Bild. Es hat keine Schatten, keine Perspektive, die Figuren bleiben meist ohne Ausführung des Gesichts und der Hände. Diese Reduktion macht die Bilder „einfach“ aussehen. Aber viele davon, besonders die religiösen, verlangen vom Betrachter die Anstrengung des Nachdenkens.

Still: Gehr hat seine Bilder nicht skizziert, nicht vorgezeichnet. Niemand sah oder hörte, woran er gerade arbeitete. Er bewahrte seine Entwürfe so lange still in seinem Kopf, bis sie „fertig“ waren. Dann erst nahm er den Pinsel zur Hand und malte das Bild aus seiner Vorstellung ab.

Heiter: Man muss nur seine Blumen, seine Äpfel und Gärten sehen, seine wie kindlichen Bäume und seine sinnlichen Frauen oder seinen „David und die

Musik“: Da wird einem wohl im Gemüt. Aus Einfachheit und Stille erwächst eine unglaubliche Heiterkeit.

Kein Künstlerleben ohne Anekdote: Als Gehr wieder einmal sein geliebtes Rheintal malen wollte, setzte er sich auf einen Hügel und schaute darüber hin. Er schaute und schaute. Er schaute so lange, bis die Grenzpolizei nach seinen Papieren fragte. „Excüsi, wir dachten, Sie seien ein Spion“.

Dazu noch ein persönliches Erlebnis: Ich, ganz neu in Esslingen. Im Wartezimmer des Hausarztes fällt mir ein kleines Bild ins Auge. Da sind Berge, da ist ein weites Tal, dahinter eine Bergkette, die mir seltsam bekannt vorkommt, vorne eine Erhebung: die sieht ja aus wie der Kummenberg! Das ist ja, wo ich einst zu Hause war! Ich stehe auf, suche die Signatur und siehe da, es ist ein „Rheintal“ von Gehr. Von diesem Ferdinand Gehr, der doch das Altarbild in St. Gerold im Großen Walsertal gemalt hatte, das mich als junge Frau ob seiner modernen Gläubigkeit sehr beeindruckt hatte.

Göttlich, einfach, still und heiter, so hängen nun in Stuttgart-Sonnenberg die Antependien über dem Altar, über der Kanzel, Jahr für Jahr, immer eines nach dem anderen und tun ihren Dienst mit Farbe und Zeichen.

Anhang

Antependien sind sozusagen die Kalenderblätter des Kirchenjahres. Ihr Wesentliches ist ihre Grundfarbe. An der Farbe, auf den ersten Blick, sollen die Kirchenbesucher erkennen, welche Festzeit gerade ist, wo das Kirchenjahr steht.

Violett steht für die Zeit der Erwartung: **Advent und Passion,**

Weiß für die Freude an **Weihnachten und Ostern,**

Schwarz für die Trauer an **Karfreitag und Totensonntag.**

Rot für das Göttliche an **Pfingsten und Trinitatis.**

Grün bedeutet **die festfreie Zeit** von Pfingsten bis zum Totensonntag.

Was bedeuten die Symbole auf den einzelnen Antependien?

Gehr fordert jeden einzelnen auf, darüber zu meditieren.

Fünf helle rote Punkte auf Violett:

Ein Kind in der Krippe? Das ist Advent.

Ein gekreuzigter Heiland? Das ist Passion.

Ein Vierpass in Weiß und Gold auf grauem Feld:

Drängt die Helle das Grau der Nacht in den Hintergrund?

„Die Herrlichkeit Gottes umstrahlte sie!“ Das ist Weihnacht!

Der Vierpass erscheint viele Wochen später noch einmal:

„Der Tag, den der Herr gemacht hat.“ Das ist Auferstehung! Das ist Ostern.

Vier kreisförmig angeordnete Vierecke auf Rot:

Fremde Völker, die die Botschaft der Apostel in ihrer eigenen Sprache verstanden? Das ist Pfingsten

Drei abstrakte Formen vor rotem Grund. Sie bedeuten die Dreieinigkeit: Trinitatis.

Die weißen Bogen im Grün sind wie zwei bergende Hände; **die roten Bogen** wenden sich nach außen und deuten Offenheit an.

Ich schließe mit einem Wort des Schweizer Kunstkritiker Alex Bänninger:

„Aus der Einfachheit und Stille des Werks von Ferdinand Gehr strahlt eine wunderbare Heiterkeit. Sie berührt. Der Betrachter meditiert lächelnd. Er spürt ein Glück. Ferdinand Gehr spricht eine Weltsprache. Das ist große Kunst.“